

Das Dilemma des »Andersseins«

Was ist normal?

Normal – das kann ein äußerst vorbelastetes Wort sein, denn das Gegenteil könnte man als »abnormal« bezeichnen. Doch wir wollen semantisch neutral bleiben und den Terminus »normal« als eine statistische Bezeichnung betrachten, die sich auf eine Mehrheit bezieht. Verwandte Wörter sind »Normen« und »normativ«, die für Werte stehen, denen die Mehrheit der Gesellschaft beipflichtet. Wir wissen jedoch, dass Normen manchmal ungerecht oder repressiv sein können und diejenigen, die anders und nicht angepasst sind, als »abnormal« stigmatisieren.

Michael L. Tan

Darum kommt der Begriff »besonders« sehr gelegen, wenn es darum geht, soziale Stigmata in Frage zu stellen, und der Begriff hat überdies noch eine privilegierende Funktion. Im philippinischen Kontext wird der Terminus »besonders« schnell akzeptiert, denn sogar in unserer traditionellen konformistischen Gesellschaft können »besondere Kinder« von vielen Filipinos auch als Segen, *suwerte* (Glücksbringer) angesehen werden

Dennoch ist die Sorge um »besondere Kinder«, wie wir sie heute kennen, noch ziemlich neu in der Menschheitsgeschichte. Es begann in den westlichen entwickelten Ländern und schwappte langsam auf die Länder der Dritten Welt über – so auch auf die Philippinen. Bestimmte Krankheitszustände, wie das Asperger-Syndrom, eine auf hohem Niveau funktionierende Form des Autismus, bei der die betroffene Person Schwierigkeiten hat, die Emotionslage anderer Personen zu erkennen, waren bis in die 1950er Jahre nicht einmal bekannt. Auch heute noch ist den meisten Filipinos – darunter Universitätsprofessoren – der Begriff »Asperger-Syndrom« völlig fremd.

Andere wiederum wurden wahrscheinlich ausgegrenzt, stigmatisiert. Berücksichtigen wir die

Schwachstellen von Menschen mit Asperger-Syndrom, die in ihrer Sprachwahl sehr verletzend sein können oder andere Menschen einfach ablehnen, und addieren eigenartige Körperbewegungen wie Körperhaltung oder Gangart hinzu, dann können wir uns vorstellen, wie ein am Asperger-Syndrom erkrankter Mensch in ländlichen Regionen als »*Aswang*« – eine mythische Kreatur, eine Kombination aus Vampir und Hexe – stigmatisiert werden kann.

Doch damit wir diesen Punkt, an dem wir uns heute befinden, überhaupt erreichen konnten – mit Programmen und sogar Schulen für besondere Kinder (SPED) – bedurfte es sozialer und kultureller Veränderungen.

Chancengleichheit für alle

Im Laufe der Zeit schlugen die Veränderungen die Richtung des Liberalismus ein: Das Individuum wurde in den Mittelpunkt gerückt, Rechte und Chancengleichheit anerkannt.

Viele Menschen sind sich gar nicht bewusst, des es der Liberalismus war, der die Türen für viele soziale Reformen öffnete und uns überhaupt erst ermöglichte, das Leben so zu führen, wie wir es heute tun: zum Beispiel aus Liebe heiraten zu können und nicht den Partner ehelichen zu müssen, den die Familie für uns ausgesucht hat. Die politischen Auswirkungen dieser neuen Denkrichtung waren nicht weniger dramatisch: Sie beflügelte Bewegungen, die Monarchien und etablierte Religionen herausforderten. Die Vereinigten Staaten waren die erste Nation, die auf Liberalismus fußte, mit ihrer weitreichend bekannten Unabhängigkeitserklärung:

Der Autor ist Medizinethnologe und Dekan des Fachbereichs für Sozialwissenschaften und Philosophie an der *Diliman-University of the Philippines*. Er ist bekannt durch seine Kolumne »*Pinoy Kasi*« im *Philippine Daily Inquirer*. Der ungekürzte Originaltext erschien am 3. Januar 2011 online beim *Philippine Center for Investigative Journalism* (PCIJ).

»[...] alle Menschen sind gleich [...], mit gewissen unveräußerlichen Rechten, [...] Leben, Freiheit und das Bestreben nach Glück.«

Dennoch brauchte die Anwendung dieser liberalen Prinzipien Zeit. So schloss Amerikas Auffassung von Menschenrechten schwarze Sklaven zum Beispiel aus und erst 2008 – 232 Jahre nach der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung – wurde ein Afroamerikaner zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt.

Auch heute noch ist die Diskriminierung von Menschen, die »anders« sind, weiterhin ein großes Problem im Gesundheitswesen. Menschen mit bestimmten Krankheiten – zum Beispiel HIV/AIDS – werden immer noch stigmatisiert und die Krankheit sexueller Sittenlosigkeit zugeschrieben. Doch Menschen, die an HIV/AIDS erkrankt sind, gehören mittlerweile zu den mächtigsten Lobbygruppen, die Regierungen mit Erfolg dazu bewegen, die Behandlung dieser Krankheiten aus öffentlichen Mitteln zu bezahlen und Gesetze zu erlassen, die Diskriminierung verbieten.

Was wir tatsächlich beobachten, ist Vielfalt – verbunden mit vielen Kämpfen, aber nicht gegen Infektionserreger, sondern gegen soziale Vorurteile und Voreingenommenheit. Noch bis vor Kurzem wurde Homosexualität als Krankheit angesehen und mit anderen psychischen Störungen auf die gleiche Stufe gestellt. Doch die Vorurteile sind immer noch vorhanden, und es gibt weiterhin christliche Psychologen und Mediziner, die versuchen, homosexuelle Patienten zu »heilen«.

Kann man »besonders« definieren?

Kommen wir zurück zu den »besonderen« Kindern (*special children*) oder zu denen, die laut der Amerikanischen Akademie für Pädiatrie (American Academy of Pediatrics – AAP) »chronisch-physische, Verhaltens- oder emotionale Probleme haben oder bei denen ein erhöhtes Gefährdungspotenzial besteht, und die daher medizinischer und ähnlicher Versorgung bedürfen, welches über das normale Zuwendungsmaß und den Versorgungsbedarf von Kindern hinausgeht.« Doch die Kurzumschreibung der Gesellschaft für »besonders« ist »anders«, was eine Bandbreite von Zuständen mit vielen grauen Bereichen umfasst, die auch die moderne Wissenschaft bis heute noch nicht identifizieren oder dekodieren konnte. Trotz all der Veränderungen, die wir bislang vollzogen haben, haftet dem Terminus »besonders« stets noch die Gefahr der Marginalisierung an. Außerdem habe ich mich immer unwohl gefühlt, ein besonderes Kind als »suwerte« anzusehen, denn dies würde das Kind auf die Bedeutung eines »*anting-anting*« reduzieren, also eines Amuletts oder Talismans.

Wir stoßen auf viele Probleme, wenn wir versuchen, angemessene soziale Reaktionen zu entwickeln. Betrachten wir zum Beispiel einen Teil des Spektrums, nämlich die Kinder, die manchmal als »begabt« bezeichnet werden, und berücksichtigen wir dabei, dass viele Kinder mit besonderen Begabungen auch eine leichte Form von Autismus aufweisen können. Es ist kein Zufall, dass das ungewöhnliche Kind, das mit drei Jahren schon gelernt hat, Computerspiele zu spielen, Probleme im Umgang mit anderen Kindern hat.



©Sidney Snoeck

Mit Rollstuhl ist man oft auf Hilfe angewiesen. Foto: S. Snoeck

Autistische Befreiungsfront

Konzentrieren wir uns auf das Wesentliche, so sind wir wieder bei meiner Aussage über Liberalismus und der Anerkennung des Gleichheitsprinzips von Individuen und ihren Rechten. Wir sind an einem Punkt angekommen, an dem erwachsene Autisten, manchmal gemeinsam mit ihren Familien, gegen die – wie sie es empfinden – Medikalisierung von Autismus protestieren und dafür plädieren, Autismus einfach als eine Verhaltens- und Persönlichkeitsvariante zu betrachten. Die Debatten können recht semantische Formen annehmen, wenn darauf bestanden wird, nur noch den Begriff »Autist« zu verwenden anstatt »Menschen mit Autismus« (denn »mit« bedeutet, dass man irgendetwas hat, wie zum Beispiel Flöhe).

Ein 2004 in der *New York Times* erschienener Artikel von Amy Harmon trug eine Überschrift, die den Kern traf: »Wie wäre es, uns nicht zu ›heilen‹, so der Aufruf einiger Autisten«. In diesem Artikel geht es um Programme wie »Stärke, Zweck und Unabhängigkeit bei der Erziehung von Autisten« und um Aktivisten, die Buttons mit dem Aufdruck »Autistische Befreiungsfront« tragen und Freizeiten für Autisten veranstalten, sogenannte »autreats« (*retreats for autistics*). Es wird berichtet, wie sich autistische Aktivisten dagegen wehren, Autismus als Erkrankung anzusehen und argumentieren, dass es sich hierbei lediglich um eine andere Art von Hirnschaltung handelt.

In Harmons Artikel werden Eltern von Autisten dargestellt, die besondere Programme verlangen – nicht als Privileg, sondern weil sie der Ansicht sind, dass ihre Kinder lernen müssen, sich der Gesellschaft anzupassen und nicht andersherum.

Doch ich bin nicht der Ansicht, dass wir diese Menschen ausschließen sollten. Es muss soziale Me-

Integrationsmöglichkeiten schaffen

Dies sind alles berechnete Sorgen, doch wo immer angebracht, kämpfen Eltern und Pädagogen mit den Möglichkeiten integrativen Unterrichts. Wir müssten die Regelschullehrer ausbilden, die in Unkenntnis besonderer Lernumstände ein »besonderes Kind« als »schlechten Schüler« brandmarken. Dabei kann der besondere Bedarf so »einfach« sein wie Dyslexie, einer weit verbreiteten Leseschwäche, bei der die Buchstaben des Alphabets verwechselt werden. Dies könnte dazu führen, dass ein Schüler im Unterricht nicht mitkommt und die Schule abbrechen muss.

Menschen mit Asperger-Syndrom können in der Tat überdurchschnittlich intelligent sein, stoßen aber auf Probleme, weil ihnen die soziale Kompetenz fehlt. Das ist aber noch nicht alles: Menschen mit Asperger-Syndrom haben die Neigung, alles wörtlich zu nehmen und auch so zu denken. Daher könnten sie Probleme in Bereichen haben, die mehr Intuition erfordern – wie zum Beispiel den Geisteswissenschaften. Ich möchte noch einmal wiederholen, ein Lehrer, der dieses kognitive Problem nicht versteht, kann einem an Asperger leidenden Schüler das Leben sehr schwer machen.

Es gibt hier keine leichten Antworten. Wenngleich in den Philippinen Konformität grundsätzlich im Vordergrund steht, können wir sehr freundlich, bisweilen auch gönnerhaft Kindern gegenüberstehen, die anders sind. In diesem Zusammenhang fällt mir ein Treffen mit einem Australier ein, der Inbegriff schroffen Individualismus, von dem ich erwartet hätte, dass er Menschen mit Asperger-Syndrom mit Toleranz begegnet. Doch weit gefehlt – seine Theorie bestand darin, dass »einige von ihnen« (er drückte sich vorsichtig aus) einfach nur »arrogant und verwöhnt« seien.

Die »Wahrheit« liegt wohl irgendwo dazwischen – ich glaube, wenn jemand mit Asperger die Schulzeit durchläuft, ohne dass diese Problematik je erkannt wurde, er sich später in einen Menschen entwickelt, der immer in der Defensive steht und seinen Willen durchsetzen will, was ihn dann am Ende dann in ein noch größeres Dilemma der Stigmatisierung bringt.

Es ist noch ein langer Weg für die Eltern und Erzieher auf der ganzen Welt.

Übersetzung: Cornelia Müller



Dieser Mann bewegt sich in den Straßen Manilas mit einem Rollbret fort, weil er nicht gehen kann. Er sammelt Almosen.

Foto: S. Snoeck

chanismen geben, um Kinder mit Asperger-Syndrom schon frühzeitig zu identifizieren und für diese Kinder auch in Regelschulen Programme anzubieten, die ihnen dabei helfen zu lernen, wie man sozial interagiert. Dieser Ansatz trifft bei manchen Menschen mit Asperger-Syndrom nicht unbedingt auf Gegenliebe, weil sie es als eine Form von Diskriminierung ansehen. Sie führen das Beispiel von tauben Menschen an, die der Ansicht sind, dass hörende Menschen sich den tauben anpassen sollten.